

**Thorsten Hahn**, *Fluchtlinien des Politischen. Das Ende des Staates bei Alfred Döblin*. (Kölner Germanistische Studien N. F. 6) Böhlau, Köln – Weimar – Wien 2003. 415 S., € 39,90.

Dem in Köln (früher Freiburg) lehrenden Erich Kleinschmidt und seinen Schülern verdankt die Döblin-Forschung neben wichtigen Editionen eine beträchtliche Anzahl aufschlußreicher Untersuchungen. Auch die Kölner Dissertation von Torsten Hahn zählt dazu und verleugnet ihre Herkunft nicht; vielmehr scheint sie in ihrer Verbindung von literaturgeschichtlicher Umsichtigkeit, analytischer Eindringlichkeit und avanciertester theoretischer Fundierung an eben dem orientiert zu sein, was die Arbeiten von Kleinschmidt charakterisiert und auszeichnet. Ihr eigentliches Thema ist die Reflexion der Auflösung des Staates in der Moderne, wie sie sich nicht nur in Schriften von Staatsrechtlern wie Carl Schmitt, Hermann Heller und Hans Kelsen spiegelt, sondern auch in Texten von Autoren wie Kafka und Döblin. Zugleich aber gilt ihr Interesse dem Verhältnis von Kunst/Literatur und Wissen sowie der Bedeutung der Poetisierung des politischen

Wissens für den Diskurs über staatliche beziehungsweise gesellschaftliche Ordnung. Und zugleich ist diese Studie darum bemüht, neben der Luhmannschen Systemtheorie, von der sie einige grundsätzlich wichtige Koordinaten bezieht, französische Theorien (so ausdrücklich S. 62) zur Anwendung und mithin auch zur kognitiven Geltung zu bringen: Lacan, Deleuze/Guattari, Bourdieu ... und natürlich Foucault. Staats- und gesellschaftstheoretische sowie literaturgeschichtliche Grundierung, Textanalyse sowie system- und diskurstheoretische Reflexion sind durchgehend ineinander verzahnt und expandieren miteinander bis ins letzte Kapitel hinein. Dem hier rekapitulatorisch gerecht zu werden, ist schlechterdings nicht möglich; die Besprechung müßte die 13 Seiten umfassende Einleitung, die das Programm der Arbeit skizziert, um einiges überbieten. In gebotener Kürze sei soviel gesagt:

Teil I (S. 23–81) gilt der Rede vom Ende des Staates, die sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts verdichtete. ‚Staat‘ ist dabei im Sinne der Neuzeit gemeint als „souveräner Staat, der sich aus Gebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt zusammensetzt“ (S. 25). Diese „Staatlichkeit“ (S. 33) sahen Zeitgenossen wie Max Weber und Carl Schmitt zu Ende gehen: Der Staat erschien bald nur noch als ein „großer Betrieb“ (Weber, zit. nach S. 33); die Trias von Staat, Volk und Territorium zerbrach; der zuvor substantialistisch gedachte Staat wurde als „semantisches Artefakt“ (Luhmann, zit. nach S. 27) erkennbar und solchermaßen zum Gegenstand einer anhaltenden „Begriffsschlacht“ (S. 38), für welche die Literatur eine besondere Bedeutung gewann, insofern „das Kunstwerk der Ort semantischer Heterogenesen [ist], von der [!] aus eine stete Polemik gegen die Ordnung der Signifikanten ihren Weg nimmt“ (S. 43). Der Bereich der Politik ist von dieser Heterogenisierungsarbeit der Kunst/Literatur in besonderem Maße betroffen, insofern die „Idee, das Wissen könne eine Totalität bilden“, nach dem hierfür zitierten Alain Juranville, der sich dafür wiederum auf Lacan beruft, „eine dem Politischen immanente Idee“ ist (S. 48). Das Interesse gilt nun jener Literatur, die sich durchaus im Bereich des Politischen bewegt, aber „Fluchtlinien“ (S. 48) entwickelt, die den Herrendiskurs des Politischen in ein anderes Diskursmodell überführen und „der ‚Chaotisierung‘ des Homogenisierten“ Vorschub leisten, „d. h. der Introjektion von Partikeln des Chaos in die sich totalisierende bürgerliche Gesellschaft, wie Adorno feststellt“ (S. 62). Neben diesen „Fluchtlinien“ sind freilich auch jene „Kraftlinien“ (S. 50) zu beachten, an denen – wenn ich es richtig verstanden habe – die disparaten Diskurselemente miteinander verwoben werden. Und schließlich gibt es auch noch „Angriffslinien“ (S. 230).

Teil II (S. 83–127) gilt dem bekanntlich von Ferdinand Tönnies prominent gemachten Begriff der ‚Gemeinschaft‘, der „trotz seiner archaisierenden Gehalte“ „ein Produkt des Diskurses um 1900 ist“ und „als Antwort auf die Moderne verstanden werden [kann]“ (S. 97), genauer: auf die Destabilisierung der gesellschaftlichen Kommunikation. „Boden“ oder „Erde“ und „Land“ werden als „mythischer Grund der Gemeinschaft“ (S. 115) oder als vorsymbolischer, weil real fundierter Zentralbegriff des Gemeinschaftsdiskurses dingfest gemacht; das Meer, das sich der ordnenden und aufteilenden Besitznahme entzog, erscheint demgegenüber als „Ort des Chaos“ und wird „zur Chiffre der politischen Ausbruchs-Ästhetik der Moderne“ (S. 124), am deutlichsten in der maritimen Literatur eines Joseph Conrad, aber nicht zuletzt auch bei Döblin.

Teil III (S. 129–225) widmet sich den Folgen der schon in Teil II thematisierten „Kerbung“ (Urbarmachung, Einteilung, Ordnung) des Raums sowie den „Sozialformen, die am Ende des Staates fokussiert werden“: der ‚Masse‘ und dem ‚revolutionären Volk‘ sowie der von Döblin ins Auge gefaßten Synthese aus beidem (S. 129). Mit Döblins Artikeln zum Ersten Weltkrieg und mit dem *Wang-lun*-Roman treten erstmals Schriften von Döblin ins Zentrum der Untersuchung. Über *Wang-lun* heißt es:

Am Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun* wird ein literarisches Experiment sichtbar, das neue Erkenntnisse der Massensoziologie und -psychologie umstandslos anwendet und im Feld der Kunst die radikalen und pessimistischen Konsequenzen des neuen Menschenbilds ausführt. Höchst unwahrscheinliche Synthesen des Individuellen und des Kollektiven können im Rahmen einer sozialexperimentellen Literatur ausgearbeitet und in die Diskussion eingeführt werden. Der Roman verhandelt Genese und Struktur wesentlicher Formationen: der *Menge* und des *Bundes* sowie der *Masse* und des *revolutionären Volkes*, die teils synthetisiert, teils im Modus der Gesellschaftskritik als stabile und gesicherte Begriffe eingebracht werden. Die Aktualität des Romans für die politische und soziale Diskursformation der Zehner Jahre soll damit aufgezeigt werden: Sein exotisches Panorama ist das Medium der freien Verfügbarkeit

diskutierter Begriffe, die in der Literatur in Bewegung gebracht werden können, so daß Genese, Höhepunkt und Verfall experimentell aufgezeigt werden können. Über die Verbindungen und Ingredienzien der Versuchsanordnung verfügt ein Autor, der in der Mobilisierungsphase eines neuen politischen Denkens nach dem Staat zum Herrn eines groß angelegten Experiments wird, hinter dessen Umfang ‚Menschen-Experimente‘ wie die mit dem Bildungssubjekt ‚Wilhelm Meister‘ zu verblassen scheinen. (S. 173)

Was in Döblins Roman imaginiert wird, korrespondiert, wie zu Beginn des zitierten Abschnitts angemerkt, mit zeitgenössischen Theorien von Le Bon, Freud und Schmitt, aber auch mit den von Goethe und anderen gehegten Vorstellungen dämonischer Kräfte, und nicht zuletzt auch mit Einsichten von Foucault, Assmann und – last but not least – Christoph Menke.

Teil IV (S. 227–304) untersucht und profiliert Döblins literatur- und medienpolitische Vorstellungen vor dem Hintergrund des Avantgardediskurses und der durch das Aufkommen von Kino und Radio ausgelösten Medienkonkurrenz. Im Zentrum steht letztlich die Frage, „ob [mit und bei Döblin] in der Literatur ein Punkt gefunden und benannt werden kann, der Kunst gegenüber dem Konkurrenzdiskurs des Politischen ‚souverän‘ macht“ (S. 286). Dieser Punkt ist, wenn ich die Ausführungen richtig verstanden habe, das Dämonische, das von Döblin 1926 im Rahmen einer kunstpolitischen Debatte einmal eher beiläufig ins Spiel gebracht wurde, aber für Döblins Kunstauffassung doch von größerer Bedeutung ist:

Der Begriff, mit dem das souveräne Wesen der Kunst bezeichnet wird, liegt im zeittypischen diskursiven Rückzugspunkt des ‚Dämonischen‘, der die transgredierende Erfahrung kennzeichnet. In Döblins Werk nimmt dieser Begriff sicherlich eine randständige Position ein; die fehlenden Kopplungen machen aber gerade die Begriffsmechanik aus: Es ist ein emphatischer Begriff, dessen Anrufung das Unbeschreibliche diskursiv präsent machen soll – was auch in der kurz zu zeigenden Geschichte des Begriffs liegt, die auf das Erhabene zurückverweist. Das ‚Dämonische‘ wird zum Moment des ‚Werdens‘, ein auflösendes Ferment in der gewordenen Welt. (S. 286)

Als „dämonisch“ an der Kunst erscheinen die von Döblin beschworene Isolation, der sie ihre Entstehung verdankt, und ihre daraus resultierende Tendenz zum Individualistischen, Bösartigen und Anarchistischen, die verhindert, daß die Kunst im politischen Diskurs funktioniert und statt dessen dafür sorgt, daß Kunst „das Gefüge der Diskurse unterbricht“ und „reine Negation“ wird (S. 291).

Teil V (S. 305–381) bietet schließlich „Lektüren“ (S. 305) der Romane *Berlin Alexanderplatz* (1929), *Berge Meere und Giganten* (1924) sowie *Amazonas* (1937/1938). Ziel ist es, „eine Genealogie der Macht zu extrapolieren“, und zwar nach Maßgabe „der Logik der Entwicklung von Machttypen“, wofür die Entstehungschronologie vernachlässigt wird (S. 305). *Berlin Alexanderplatz* erscheint – kurz gesagt – als der Roman einer „Disziplinarmacht“ (S. 306 u.ö.) oder „Disziplinargesellschaft“ (S. 338), die „ein zu normalisierendes Individuum durch die klassischen Institutionen von Kaserne/Gefängnis/Psychiatrie/Fabrik schleusen – bis ein der Normalisierungsmacht entsprechendes Individuum hergestellt ist“ (S. 306). Der Zukunftsroman *Berge Meere und Giganten* hat diese Gegenwart bereits hinter sich gelassen und entwirft das Bild einer „Kontrollgesellschaft“ (S. 339), die auf solch aufwendige Disziplinierungsmaßnahmen verzichten kann, weil sie gelernt hat, die Massen durch sanfte, wohltätig und einlullend wirkende Mittel zu lenken; die alte Zwanganstalt ‚Staat‘ wird damit entbehrlich und verflüchtigt sich zugunsten einer weltweit uniformen Gesellschaft. Die dann wieder in die frühneuzeitliche Vergangenheit zurückkehrende *Amazonas*-Trilogie rekapituliert zum einen den Untergang zunächst der Inka-Herrschaft und dann aber der spanischen Monarchie, weist zum andern aber auf die seinerzeit neu sich ankündigenden Disziplinarmächte hin, deren Wirkung in *Berlin Alexanderplatz* zu beobachten war.

Die Einsichten in Döblins Vorstellungen und Werke, die durch die Arbeit von Hahn eröffnet werden, sind beträchtlich. Das gilt für wichtige Einzelheiten wie etwa die Profilierung der negativen Tendenzen des Jesuitenstaats in der *Amazonas*-Trilogie, die von der früheren Forschung zwar nicht übersehen wurden (wie Hahn auch anmerkt: S. 149), aber doch nicht so deutlich herausgearbeitet und auf Döblins staatskritisches Denken bezogen wurden. Es gilt für den größeren Komplex der literaturpolitischen Vorstellungen Döblins, die hier mit einer bisher nicht dagewesenen Eindringlichkeit untersucht und sozusagen auf den Begriff gebracht werden. Und es gilt für den eigentlichen Gegenstand der Arbeit: für Döblins Beitrag zur Debatte über das Ende des Staates, der bisher weder so genau ausgelotet noch so umsichtig in seine Kontexte gestellt wurde.

Das alles verdient größten Respekt und läßt die Dissertation als eine Arbeit erscheinen, die wohl auch als Habilitationsschrift hätte passieren können. Wenn im folgenden einige kritische Fragen gestellt werden, so wollen – und können! – sie die eindrucksvolle Leistung nicht schmälern.

Eine erste Frage betrifft die Auswahl der berücksichtigten Werke Döblins: In dieser Hinsicht fragt man sich, warum das große „Erzählwerk“ *November 1918*, das ja doch auch ein Buch über das (vermeintliche) Ende des Staates und seine überraschende Zählebigkeit ist, nicht berücksichtigt und ausführlich erörtert wurde. Eine zweite Frage betrifft die Interpretation (pardon, „Lektüre“: S. 305) von *Berlin Alexanderplatz* (S. 310–334). Hier lautet eine der zentralen Thesen: „Biberkopf wiederholt die Programme der Stärke des Staates, identifiziert sich damit und gewinnt ein Gefühl seiner Existenz; er ist ohne Rest mit der Macht identifiziert, die weitere Schläge an ihm vollziehen wird. Sein Leben ist zur Funktion des Staates geworden, was nach Foucault [der danach zitiert wird] in der politischen Technologie der Individuen beschlossen liegt“ (S. 314). Ich will dem nicht geradezu widersprechen, möchte aber doch zu bedenken geben, daß die Schläge, durch die Biberkopf sowohl „ramponiert“ als auch „zurechtgebogen“ wird,<sup>1</sup> nicht vom Staat geführt werden, sondern von seinesgleichen: von dem niederträchtigen Lüders und von dem bössartigen, radikal destruktiven Reinhold. Nicht die Disziplinierungsinstrumente des Staates, das Zuchthaus und die psychiatrische Anstalt, bringen Biberkopf zum Nachdenken und machen einen neuen Menschen aus ihm, sondern die brutale, an die Erfahrung des Todes heranführende Gewalt, die im Milieu um den Alexanderplatz herrscht und die durch die Gestalt der gleichsam über dem ganzen Geschehen schwebenden Hure Babylon repräsentiert wird. Die freilich kommt in Hahns Lektüre von *Berlin Alexanderplatz* nicht vor! Anders gesagt: *Berlin Alexanderplatz* zeigt in erster Linie nicht den Staat als Disziplinarmacht, sondern die Pathologien der modernen und krisenhaft verworfenen Gesellschaft, was problemlos zu erkennen ist, wenn der Blick nicht durch Foucaultsche Vorgaben diszipliniert ist.

Die eben zitierte Stelle mit ihrem Verweis auf Foucault, aber nicht nur sie, provoziert die Frage, welcher Erkenntnisgewinn aus der angestrengten Anwendung der Theorien von Foucault und anderen resultiert. Im Fall von *Berlin Alexanderplatz* ist fast zu befürchten, daß sie zu einer ‚Fehllektüre‘ geführt hat. In anderen Fällen sieht man, daß die Theorie nicht klüger ist als der Text, der mit ihrer Hilfe erhellt und auf den Begriff gebracht werden soll. Über Norbert Jacques’ Staatsanwalt Wenk (aus *Dr. Mabuse, der Spieler*) heißt es unter Verweis auf eine terminologisch präzise Textstelle: „Er [=Wenk] plant ein Erziehungsheim, dessen Techniken durch das Quartett von *Einsperren, Beobachten, Bessern* oder *Fernhalten* bestimmt sind, ein perfektes Szenario der Mächte also, wie Foucault sie in *Überwachen und Strafen* analysiert“ (S. 72). Und nach dem Zitat der Stelle, in der die genannten Begriffe auftauchen, heißt es: „Wer die Disziplinar-Techniken so klar beschreiben kann, erkennt natürlich auch den von Foucault entzifferten Zug einer Auflösung der Grenzen zwischen richterlichem und psychiatrischen (!) Diskurs“ (S. 73). Fast hat man da den Eindruck, daß der klar (oder leicht) erkennende Trivialautor Jacques dem mühselig entziffernden Diskursanalytiker Foucault ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen war. Und doch wird jedes Theorem von Foucault oder Lacan so serviert, als bedeute es die kognitive und terminologische Nobilitierung (oder Habilitierung) der kognitiv und terminologisch anscheinend defizitären Texte, wird *Berlin Alexanderplatz*, um ein anderes Beispiel zu geben, selbstverständlich dem von Foucault profilierten „Projekt“ der „infamen“ Literatur zugeschlagen (S. 309), obwohl man sich fragen könnte, ob *Berlin Alexanderplatz* tatsächlich auf dieses „Projekt“ festzulegen ist, und obwohl man sich, wenn man Foucaults Bestimmung des „Diskurs[es] der ‚Infamie‘“ liest (ebd.), permanent an Rimbauds *Seher-Briefe* oder an Whitmans *Song of myself* erinnert fühlt. Woher, so fragt man sich allmählich, kommt diese Unterschätzung der Literatur?

Sicher ist bei all dem, daß die Heranziehung diverser Theorien Hahns Studie außerordentlich komplex und schwer lesbar gemacht hat. Daß jemand zur Aneignung und integrativen Verwendung so vieler theoretischer Ansätze fähig ist, verdient reine Bewunderung. Aber wenn man dann die Darlegungen liest, die sich dieser Fähigkeit und Kunst verdanken, freut man sich ungemein, wenn zwischendurch einmal Carl Schmitt zitiert wird, und wundert sich, daß es einmal möglich war, die Dinge, die in diesem Buch verhandelt werden, so einfach und trotzdem so genau zu beschreiben.

<sup>1</sup> Vgl. die erste Erzählervorrede in: Alfred Döblin, *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf*. Roman. Hg. und mit Nachwort von Helmuth Kiesel. München 1993, S. 10.

Das wäre freilich keine Wissenschaft im heutigen Sinn. Solche findet sich in der Arbeit von Hahn und erreicht dort zweifellos ein höchstes Niveau, auch noch dort, wo die Ausführungen, um bestimmte Sachverhalte zu profilieren, vielleicht eine gewisse Einseitigkeit erhalten oder überkomplex wirken. Wenn dies Schwächen sind, dann sind es Schwächen, die dem derzeitigen Wissenschaftsbegriff geschuldet – und in diesem Sinn also Stärken oder Vorzüge sind.

Universität Heidelberg  
Germanistisches Seminar

*Helmuth Kiesel*

Hauptstraße 207–209  
D-69117 Heidelberg  
helmuth.kiesel@gs.uni-heidelberg.de